

Die Straßenkämpfe

(Fortsetzung von der 1. Seite.)

kreuzler auf. Die Bande teilte sich und nahm an beiden Straßenecken Aufstellung. Als einige Arbeiter, die zur Frühlingsfeier wollten, den Straßeneckpunkt passierten, wurden sie von den Nazis ohne jeden Grund überfallen. Mit dem Ruf: „Nieder mit der Kommune“ schlug die Hitler-Meute die Arbeiter zu Boden. Dasselbe Schicksal ereilte zwei Passanten, die einige Minuten später vorüberkamen. Als eine Polizeistreife eintraf, die alsbald durch das alarmierte Ueberfallkommando Unterstützung erhielt, stüchteten die nationalsozialistischen Rowdys. Bei der Verfolgung konnten acht Mann festgenommen und der Politischen Polizei übergeben werden. Von den Ueberfallenen hatten zwei so erhebliche Kopf- und Kinnerletzungen erlitten, daß sie zur nächsten Rettungsstelle gebracht werden mußten.

Blutige Schlägerei in Würzburg.

München, 14. November. (Eigenbericht.)

In Würzburg kam es in der Nacht zum Sonnabend auf der Julius-Promenade zwischen drei nationalsozialistischen Studenten und mehreren Kommunisten zu einer blutigen Schlägerei. Es wurde auch geschossen. Ein Kommunist erhielt einen lebensgefährlichen Bauchschuß, ein Student trug schwere Kopf- und Bauchverletzungen davon.

Im Klages-Lande.

Braunschweig, 14. November. (Eigenbericht.)

In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend übten sich Braunschweiger S.A.-Formationen wieder einmal in terroristischen Akten. Ein Teil der Zugangstraßen von Braunschweig war von Posten besetzt. Radfahrer und Passanten mußten sich „auf Waffen“ durchsuchen lassen. Die Hakenkreuzler nahmen auch „Hausdurchsuchungen“ in dem Arbeiterort Rautheim vor. Dort sollten Marginalien aufgeföhrt werden. Da die Polizei versagte, war sehr bald das Reichsbanner zur Stelle, um die bedrohten, vielfach bereits geflüchteten Rautheimer Arbeiter zu schützen.

Hitlers Geldgeber.

Es wird bei der Schwerindustrie geschnorrt.

Während die Goebbels, Straßer und Co. den nationalsozialistischen Arbeitern erzählen müssen, daß die Hitler-Partei nichts mit der sozialen Reaktion zu tun habe, reist Herr Gottfried Feder im Auftrag von Hitler im Lande umher, um die soziale Reaktion der Bundestreue Hitlers zu versichern und dabei das Geld der Scharfmacher locker zu machen.

Am 23. Oktober sprach er in Essen auf einer „Wirtschaftskonferenz“ vor der Kuselie der Scharfmacher. Es nahmen an der Konferenz teil:

Banddirektor Hoffmeister, Hamborn; Direktor Riedel, Essen; Direktor Störkebaum, Essen; Proturist Lang, Oberhausen; Brauereidirektor G. Rose, Essen; Generaldirektor Bihlert, Inhaber zahlreicher Aufsichtsratsposten; Direktor Wener, Oberhausen; Dr. Holtbäcker, Oberhausen; Tengelmann aus Dortmund, einer der verhassten Schwerindustriellen; Freiherr v. Soë, Essen; Direktor Kuhn, Essen; Oberbaurat Swirzeln, Oberhausen; Bergwerksdirektor Bedmann, Essen; Generaldirektor des „Bochumer Vereins“ Rose, Essen; Major v. Hofflich, Hamborn; Generaldirektor Wiemacker.

Wer zweifelt noch, daß die ganze Partei des Herrn Hitler eine einzige große gelbe Bewegung ist, die von den Scharfmachern bezahlt wird, damit sie die Arbeiterorganisationen bekämpft?

Brüning im hessischen Wahlkampf.

Eine Reichstanzlerrede in Mainz.

Mainz, 14. November.

Reichstanzler Brüning sprach am Freitag in der Stadthalle in Mainz im hessischen Wahlkampf. Er gab eine Uebersicht über die Lage Deutschlands und legte die Grundzüge seiner Politik dar. Es seien in der Vergangenheit schwere Fehler gemacht worden, so erklärte er, aber die Rechte habe keinen Anlaß zur Kritik. Die schwersten Fehler seien in der Zeit gemacht worden, in der die Rechte in der Regierung saß. Er nahm dann sehr scharf Stellung gegen die Kapitalfehlleitung in der Großindustrie:

„90 Prozent der Wirtschaft stehen mit der Reichsregierung auf dem Standpunkt, daß die Wirtschaft in der Zukunft nach gefunden und ehrlichen Prinzipien geführt werden müsse. Die Skandale wie Favag, Nordwolle und Schultheiß haben viel mehr das Ansehen im Ausland geschädigt, als man annehmen möchte. Der Kampf gegen Spekulanten in der Wirtschaft muß aufs schärfste durchgeführt werden. Es gehe nicht an, daß Fehlleitungen von Kapital in der Zukunft noch einmal vorkommen. Es darf nicht mehr geschehen, daß solche Unternehmungen Riesensummen von Geld bekommen, während der Mittelstand nicht weiß, wo er sein Geld hernehmen soll.“

Zum Schluß setzte er der Landwirtschaft auseinander, daß die Lebensmittelpreise sich nicht nach den Zöllen, sondern nach der Kaufkraft der Bevölkerung richten, daß weder Hochschußzoll noch unaufhörlicher Lohnabbau ein Allheilmittel sei.

Müller-Fulda gestorben.

Fulda, 14. November. (Eigenbericht.)

Der langjährige Zentrumsabgeordnete und Finanzsachverständige des Reichstages Richard Müller-Fulda, der erst vor kurzem den 80. Geburtstag feiern konnte, ist heute früh nach längerer Krankheit gestorben.

Müller-Fulda gehörte vor dem Kriege zu den bekanntesten Zentrumspolitikern des Reichstages, dessen Mitglied er lange Jahre gewesen ist. Seine Sachkenntnis in finanzpolitischen Fragen war unbestritten.

Im Gegensatz zu dem agrarisch-konservativen Flügel seiner Partei hatte Müller auch Verständnis für die Bedeutung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Seinem Einfluß und seiner Entscheidungskraft war z. B. das Stichwahlabkommen von 1907 zu danken, das nach der nationalsozialistischen Hochflut der „Hottentotten-Wahlen“ eine Reihe sozialdemokratischer Wahlkreise durch Zentrumshilfe sicherte.

Das war für die damalige Zeit ein tapferes Unternehmen, für das ihm jahrelang die Anfeindung durch das tollerkische System sicher war.

Nach dem Kriege hat Müller-Fulda noch der Rationalisierungskommission von Weimar angehört. Dann hat er nicht mehr kandidiert.

Der Mord um nichts

Wie der Chauffeur ermordet wurde. — Die Täter wollten ihre Nerven zeigen

Die schnelle Klärung des furchtbaren Verbrechens, das in der vergangenen Sonntagnacht an dem Chauffeur Pohl verübt wurde, beseitigt alle Kombinationen, die an diese Mordtat geknüpft wurden.

Am Dienstag wurde der 21 Jahre alte Streckenarbeiter Hermann Wittstock von der Nordkommission festgenommen. Durch sein Bekenntnis hatte er sich bei seinen Arbeitskollegen verdächtig gemacht. Als die Polizei davon erfuhr und ihn festnahm, bestritt er, von der Tat irgend etwas zu wissen. Im Laufe der Untersuchung wurden aber so viel Indizien zusammengetragen, daß er, wie mitgeteilt, am Freitagabend das Geständnis ablegte. Sein Freund Paul Rohrbach, dessen Namen zu nennen er sich weigerte, wurde am Donnerstag bei einer Razzia festgenommen. Bei seinem gestrigen Verhör erklärte er, daß er in der Nordnacht, am 7. November, an der Endhaltestelle der Straßenbahn in Buchholz gestanden habe. Sechs Stunden habe er hier auf seinen Vater gewartet, der ihm versprochen habe, ihn zu besuchen. Rohrbach ist seit anderthalb Jahren arbeitslos. Als er nach Berlin kam, fand er Beschäftigung als Nachtwächter. Diesen Posten hat er sofort wieder aufgegeben und lebte seit der Zeit von Unterstützungen. Mit einem Freunde zusammen pachtete er sich eine Laube bei Buchholz. Bei einer Durchsuchung seiner Laube fand man nichts, was ihn hätte schwer belasten können. Seine wenigen Kleidungsstücke und besonders die Schuhe waren gereinigt. Anders war es bei Wittstock. An seiner Hose waren sechs bis sieben Blutflecke zu finden, seine Sonntagstiefel waren mit Lehm beschmiert. Als Streckenarbeiter verdient er 33 M. in der Woche, 15 M. gibt er an seine Mutter ab, 6 bis 7 M. gebraucht er wöchentlich für Zigaretten. Trotz seiner 21 Jahre ist er bereits seit zwei Jahren verheiratet, und lebt seit einem Jahre von seiner Frau getrennt. Von seinem Bohnen hat er auch seinen Freund Paul noch freigehalten müssen. Die beiden planten, den Brotwagen einer Bäckerei zu überfallen. Es blieb aber beim Versuch. Wittstock kannte die Waffe, die ihm Rohrbach gegeben hatte, nicht bedienen. Mit etwa 10 M. in der Tasche beschloßen beide, nach Berlin hineinzufahren und sich zu amüsieren. Sie tranken mehrere Glas Bier, besuchten ein Kino und hatten zum

Schluß nur noch 75 Pf. Auf dem Rückwege wurde ein neuer Pian gefaßt. Ein Droschkenschaffeur sollte überfallen und beraubt werden.

Nach den Angaben von Wittstock hat ihm sein Freund Paul die heftigsten Vorwürfe gemacht, daß er „keine Nerven“ habe. Er, Paul, wolle ihm zeigen, was er für eiserne Nerven habe.

Aus einem Lokal, in dem Wittstock bekannt war, holte er eine Flasche Wein, die er schuldig bißte. Beide tranken sie auf der Straße aus. Gegen 1/2 12 Uhr kamen sie in Pankow an und forderten Pohl zur Fahrt auf. Dieser ließ sich schließlich überreden. Noch in der Droschke besprachen sie beide, wie man „die Sache“ machen wollte. Kurz vor dem Vorwerk Sperlingslust ließen sie die Tage hatten. Angeblich, damit die Leute dort nicht sehen sollten, daß sie mit einer Droschke nach Hause gekommen wären. Rohrbach hat den ersten Schuß auf Pohl abgegeben. Als dieser auf der Straße taumelte und bat, man solle ihn leben lassen, feuerte Paul das zweitemal und traf ihn ins Herz. Sie raubten ihm die Brieftasche, dann schlepten sie die Leiche, weil in der Ferne die Lichter anderer Wagen auftauchten, in den Graben. Wie die Zeugen richtig beobachtet haben, sind beide eilenden Schrittes nach dem Bahnhof Karow gelaufen. Hier unterzuchten sie die Brieftasche und mußten nun feststellen, daß sie leer war. An der Pante trennten sie sich und gingen auseinander. Wittstock sollte am Sonntagfrüh Butter, Wurst und Brot seiner Mutter fortnehmen und Rohrbach in die Laube bringen. Er gehorchte auch, konnte aber seinen Freund nicht antreffen. Rohrbach will die Brieftasche im Ofen seiner Laube verbrannt haben. Die Waffe, die man bei ihm fand, ist nach dem vorläufigen Gutachten der Sachverständigen nicht zur Tat benutzt worden. Er muß also eine zweite Waffe besessen haben. Wo diese sich befindet, weiß man noch nicht.

Im Laufe des heutigen Tages wird Rohrbach, der vorläufig die Tat noch bestritt, erneut einem Kreuzverhör unterzogen werden. Später wird er dann seinem Freunde Wittstock gegenübergestellt.

Favag-Aufsichtsrat



Der Aufsichtsratsvorsitzende: „N. S. Die Bücher unseres Generaldirektors stimmen nicht, die Aktien fehlen, das Defizit läßt sich noch nicht übersehen, kurzum: ich beantrage Entlassung, damit wir keine Scherereien haben.“

Fürstenabfindung im Landtag.

Neue kommunistische Schlagen.

Im Hauptauschuh des Preussischen Landtags wurde ein demokratischer Antrag auf zeitgemäße Herabsetzung der Fürstenabfindung gegen die Stimmen der Antragsteller, der Sozialdemokraten und der Kommunisten abgelehnt. Ein Antrag der Kommunisten, sofort jede Zahlung auf Grund der abgeschlossenen Verträge einzustellen, verfiel gegen die Stimmen der Antragsteller der Ablehnung.

Praktisch war dieser Antrag vollkommen bedeutungslos, da eine Aufhebung der Verträge nur durch verfassungsänderndes Reichsgesetz erfolgen kann. Daher wäre auch ein positiver Beschluß des Landtages rechtlich wirkungslos gewesen. Jedes Gericht, an das sich die Hohenzollern bei Annahme des Antrages gewandt hätten, würde den preussischen Staat glatt zur Einhaltung der Verträge rerurteilt haben. Es ist daher nichts als die übliche Demagogie, wenn die kommunistische Presse einmal wieder einen „Verrat“ der Sozialdemokratie daraus zu konstruieren sucht, daß diese nicht für den sinn- und zwecklosen Antrag gestimmt hat.

Am Reichstag, durch den allein eine Änderung der jetzigen Rechtslage erfolgen kann, hat die Sozialdemokratie befanntlich sich mit voller Energie für die Herabsetzung der Fürstenabfindung eingesetzt. Ein entsprechender Antrag ist nach dem Auszug der Nazis auch in erster Lesung angenommen. Die sofortige Erhebung in zweiter und dritter Lesung scheiterte aber an dem geschäftsordnungsmäßigen Einspruch der Rechten.

Nationale Standalschnüffler.

Maßlose Uebertreibungen des Lokal-Anzeigers.

Der „Lokal-Anzeiger“, der bereits vor dem Kriege volkstümlich als Standalanzeiger bezeichnet wurde, beschäftigt sich sehr wenig mit den Riesensandalen der nationalen Politik bei Nordwolle, Favag, Deva und Schultheiß. Dafür um so mehr mit dem, was er als Sandale bei den Marginalien bezeichnet. Jetzt hat er wieder einmal einen „marginalistischen Schußstand“ in der 5. Gemeindefschule in Romawas entdeckt, und lamentiert darüber, daß angeblich keine Disziplin bei Schülern und Lehrern besteht. Wir haben bisher folgendes ermittelt: Die im „Lokal-Anzeiger“ geschilderten Vorgänge in der Sammelschule zu Romawas sind aus durchsichtigen Gründen maßlos übertrieben.

Die angeblich unhaltbaren Zustände sind durchaus nicht anders als an vielen christlichen Schulen Preußens. Gegenläge und Gruppenübungen kommen in jedem größeren Schulkörper

vor, denn nur durch einen Widerstreit der Meinungen können neue und schwierige Probleme gelöst werden. In jedem Lehrkörper werden auch hier und da im Laufe der Zeit allerlei Abweichungen von der allgemeinen Schulordnung vorkommen. Da ist es nun Sache des zuständigen Kreis-Schulrates, in diesem Fall des Herrn Heuer, und nicht gleich der Regierung, entsprechend einzugreifen. Das ist des öfteren ausgiebig geschehen. Nicht um eine Beschwörungsschrift von 370 Seiten handelt es sich im Falle Romawas, wie der „Lokal-Anzeiger“ behauptet, sondern nur um eine Summe von Einzelsingeln an die Regierung, die im Laufe der Jahre sich angesammelt haben und allerlei Kleinigkeiten seit dem etwa achtjährigen Bestehen der Schule zusammengedrückt haben. Von einer Disziplinlosigkeit war und kann selbstverständlich nicht im entferntesten die Rede sein, wenn auch in Romawas, wie meistens in Sammelschulen, junge und jüngste Schulamtsbewerber neben einigen im Dienst ergrauten Lehrern arbeiten. Tatsache ist, daß der Rektor Kuschel schon seit Jahren leidend und daher jetzt krankheitsbedingt aus eigenem Antrieb in den Ruhestand getreten ist. Straforderungen liegen nicht vor. So entpuppt sich die ungeheure Aufbauschung des „Berliner Lokal-Anzeigers“ wieder einmal als ein Vorstoß der Reaktion gegen die verhasste weltliche Schule und gegen den Lehrer Bagrange, der als Sozialdemokrat zahlreiche Ämter vermalte und den Faschisten, Nationalsozialisten und Kommunisten daher unangenehm ist. Es wird jetzt die Aufgabe der Regierung sein, die sich auch schon damit beschäftigt hat, dieser Schule — und darum handelt es sich im wesentlichen — eine energische tatkräftige Person als Rektor zu geben, damit das bisher wenig homogene Lehrerkollegium endlich auch innerlich kräftig zusammengesetzt wird.

Vorübergehende Eintrübung.

Schöner Herbstsonntag wahrscheinlich.

Das sonnige und verhältnismäßig sehr warme Herbstwetter ist durch eine starke Wolkendecke, die aus dem Süden heranzog, jäh unterbrochen worden. Erfreulicherweise soll diese Eintrübung nur von kurzer Dauer sein, so daß am morgigen Sonntag mit größtenteils heiterem Wetter zu rechnen ist.

Ganz Deutschland ist seit heute früh mit einer Wolkendecke überzogen. Hierbei handelt es sich um die Randstörung eines Schlechtwettergebietes, das sich von Italien bis nach Polen erstreckte und langsam nach Nordwesten weiterzieht. Nachts kam die Wärmeausstrahlung hinzu, die zur Nebelbildung führte und erheblich mit zur Eintrübung beitrug. Ein im Westen des Kontinents lagernder Hochdruckausläufer hat sich ziemlich schnell abgebaut und wird von einem herannahenden Tief abgelöst. Diese Depression wird auf unser Wetter zunächst noch keinen Einfluß haben. Der Luftdruck ist im ganzen Reich wenig unterschiedlich und gerade Berlin hat einen sehr günstigen Barometerstand zu verzeichnen. Die Prognose für morgen lautet: Morgens neblig, hernach Aufreißern der Wolkendecke, Temperaturen unverändert, keine Niederschläge.

Funkturm gesperrt!

Das Ausstellungs-, Messe- und Fremdenverkehrsamt der Stadt Berlin teilt mit, daß der Funkturm wegen Vornahme kleinerer Ergänzungsarbeiten vom kommenden Montag, dem 16. November, ab bis einschließlich Sonnabend, dem 21. November, für das Publikum gesperrt bleibt. Auch das Funkturm-Restaurant ist während dieser Zeit geschlossen.

Mörder des Uhrmachers Ulbrich begnadigt.

Der am 4. Februar dieses Jahres vom Schwurgericht III wegen des Mordes an den Uhrmacher Fritz Ulbrich zum Tode verurteilte Arbeiter Richard Stolpe, der Bräutigam von Bieschen Neumann, ist nachdem das Todesurteil rechtskräftig geworden war, jetzt vom preussischen Justizminister begnadigt worden, indem die Todesstrafe in lebenslangliches Zuchthaus umgewandelt worden ist.

Raubüberfall auf U.S.L.-Bank. Fünf bewaffnete Banditen drangen gestern in die Filiale der Nationalbank in Rahm im Staate New Jersey ein, schloßen die Angestellten in das Stahlgemölbe und raubten 81.000 Dollar Lohngehälter, die in einem Panzerauto in der Bank eingetroffen waren. Die Banditen enttamen unerkannt mit einem Kraftwagen.

Ein neues Nazi-Attentat.

Diesmal auf — Martin Luther.

Aus seinem blamablen Reinfall mit dem „getarnten“ Plagiat an Remarque scheint „Der Angriff“ des Herrn Goebbels noch wenig gelernt zu haben. Jetzt führt er ein noch größeres Geschütz auf, indem er unter der Bezeichnung „Bauerngebet“ in seiner Nr. 202 eine Gedichtstrophe veröffentlicht, als deren Verfasser H. Böns angegeben ist. Dieses Bauerngebet hat folgenden Wortlaut:

Das Wort sie sollen lassen stahn
und kein Dank dazu haben;
er ist bei uns wohl auf dem Plan
mit seinem Geist und Gaben;
nehmen sie uns den Leib,
Ehre, Kind und Weib,
lahn fahren dahin,
sie haben's kein Gewinn;
das Reich muß uns doch bleiben!

Hermann Böns, der Heldendichter, würde sich im Grabe herum-drehen, wenn er von diesem nationalsozialistischen Meisterstück Kenntnis erhalte. Das angebliche „Bauerngebet“ ist nämlich bereits vor einigen Jahrhunderten von diesem gewissen Doktor Martin Luther „vorauspfunden“ worden, und seit damals ist es fester Bestandteil eines der bekanntesten protestantischen Kirchenlieder: „Ein feste Burg ist unser Gott“!

Das weiß heute sogar jeder Altheist, ja jeder „Gottlose“ kommunistischen Gepräges wird sich keinen Augenblick bestimmen, wenn er nach der Herkunft der Strophe gefragt wird. Nur die Nazis, die ihre Fahnen von evangelischen Priestern weihen lassen, kennen es nicht!

Uebrigens eine Frage: Trotz ihrer Jugend haben die Nazi-Redakteure sicher keine weltliche Schule besucht, denn die Gabs noch nicht als Goebbels die Schulbank drückte. Welche Schule haben diese Leute eigentlich gezeit? Sind sie sämtlich, wie Goebbels, auf Kosten katholischer Verbände erzogen worden?

Ungarn orientiert sich nach Frankreich.

Eine Paris-freundliche Rede amtlich verbreitet.

Budapest, 14. November.

Der parteilose legitimitistische Abgeordnete Graf Pallavicini forderte im Abgeordnetenhause die Wiederherstellung des legitimen ungarischen Königtums, das einzig und allein die Grundlage für die Verwirklichung des ungarischen Staates bilden könne. Graf Pallavicini wies auf das Wohlwollen „ernster Faktoren des Auslandes“ gegenüber den Restaurationsplänen hin, die durch eine breite französischfreundliche Orientierung verwirklicht werden könnten.

Diese legitimitistische Rede könnte als unwichtig übergegangen werden — wesentlich aber an ihr ist ihre amtliche Verbreitung durch die ungarische Regierung. Der seit dem Sturz Bethlens von Italien wegführende Kurs wird also weitergesteuert.

„Ist denn das so wichtig?“

Lustspielhaus.

William B. Atherton's Stück ist mit seinen viereinhalb Akten ein bißchen lang für eine Detektivkomödie. Kriminaldramen finden immer wieder ihr Publikum, das sich gerne in einen Taumel der Spannung reißt und lieber auf dem Kopf stehen als auf dem Boden stehen. So ist das hier nicht. Der Verfasser versucht, die Detektivkomödie philosophisch zu vertiefen. Mit gemüthlicher Gründlichkeit behandelt er alle möglichen Lebensfragen und bemüht sich, eine Psychologie des Verbrechens aufzustellen. Er spricht über den relativen Wert des Rechts, über den wechselnden Begriff der Tugend und der Ehrlichkeit und über die Liebe. Nur der erste Akt ist spannend, hier gehen vor den Augen des Publikums gleich zwei Juwelenraubfälle vor sich. Ausgeführt werden sie von einer modernen Organisation von Gentleman-Verbrechern, die eine richtige Kluftgesellschaft mit hohen Werten gegründet haben. Der gewiegte Zuschauer ist nicht weiter erstaunt, wenn sich zum Schluß der Mann, der in Verdacht gerät, als der superkluge Detektiv entpuppt.

Die Titelfrage „Ist denn das so wichtig?“ stellt der Autor mit Recht. Wer das Stück nicht sieht, hat nichts verloren. Eine Freude bietet wenigstens der Abend: Ferdinand Bonn spielt mit eleganter Würde das Haupt der Verbrecherbande, und Walter Janzen mit liebenswürdiger Gewandtheit den Detektiv. Beim herzlichen Schlußbeifall verneigt sich neben den Darstellern auch der deutsche Bearbeiter der Komödie, Rudolph Lothar. Dgr.

Wilkens über kosmische Strahlen.

Der berühmte amerikanische Physiker Wilkens, seit zehn Jahren Präsident des Technologischen Instituts in Pasadena, der im Jahre 1923 für seine grundlegenden Arbeiten auf dem Gebiete der Photoelektrizität (lichtelektrische Wirkungen) und das elektrische Elementarquantum (Elektrizitätsatom) mit dem Nobelpreis für Physik ausgezeichnet wurde, weist jetzt in Deutschland als Delegierter einer neuen amerikanischen Stiftung, die die Kulturbeziehungen und die Freundschaft zwischen Amerika und Deutschland fördern will.

Gestern Abend hielt er in der Physikalischen Gesellschaft im Harnack-Haus in Dahlem einen Vortrag über „Neuere experimentelle Untersuchungen“. Er erwähnte zunächst, daß er vor 36 Jahren schon einmal in der Physikalischen Gesellschaft weilt, als Röntgen seine bahnbrechende Entdeckung bekanntgab, und noch einmal im Jahre 1912, als Baue seine wichtige Entdeckung anmeldete, die endgültige Aufklärung über die Natur der Röntgenstrahlen brachte. Dann berichtete er über Arbeiten, die in dem von ihm geleiteten Institut im Gange sind, um über die Bewegung der Elektronen in selten Metallen näheres zu ermitteln, und wandte sich schließlich zu seinen eigenen neuesten Versuchen über die kosmischen Strahlen. Diese merkwürdigen Strahlen, die sich durch ein besonders starkes Durchdringungsvermögen — selbst durch meterdicke Bleiplatten — auszeichnen, sind zuerst von dem österreichischen Physiker Hess und dem Deutschen Kohlhörster entdeckt und als Strahlen aus dem Weltraum erkannt worden. Sie sollen nach bisheriger Auffassung ihren Ursprung in bestimmten Teilen der Milchstraße haben. Nach Wilkens sehr sorgfältig ausgeführten Messungen sind die Beobachtungen aber nicht ganz zuverlässig. Die Strahlen müssen ihren Ursprung vielmehr in interstellaren (zwischen den Sternen befindlichen) Räumen haben. Diese Räume sind ja nicht leer, wie früher vielfach angenommen wurde, sondern mit dem leichtesten Stoffe erfüllt, den sogenannten Protonen oder Kernen von Wasserstoffatomen, aus denen sich ständig die schwereren Atome bilden.

So verspricht das weitere Studium der kosmischen Strahlen vielleicht noch manche Aufklärung über das Rätsel der Bildung der Materie. Bl.

Schnitzler und Wedekind

Volksbühne

Franz Berfel, ein Mann mit Musikerkopf und einer Stimme, die vom Tieftragischen bis zum schneidenden Schreien spielt, segnet die Unsterblichkeit Arthur Schnitzlers: Er war ein Individuum, das einsam in sich Ewiges wünschte und formte und nicht so schnell zu verfließen sein wird wie die Götterdiener des Zeitgeistes und Zeittheaters.

Gespielt wird „Der grüne Kakadu“, Tragikomödie vom Bastillensturm des 14. Juli 1789. Noch sind die hohen Stände so stolz, daß sie im Schreien und Schimpfen des Volkes nur eine feige Kirmes ansehen. Sie sitzen amüsiert in der Kaschemme zum grünen Kakadu, wo der Wert Komödianten auftreten läßt, die sich wundervoll als Verbrecherpöbel präsentieren. Die Schauspieler spucken auf den Abel, sie drohen ihm mit Halsabdrehen. Der Adel klackert in die gepflegten Hände: Theater, Theater! Plötzlich wird einer von ihnen erdolcht. Lebensdrama oder Mysterade? Doch der Herzog verblutet am Boden. Also ist die Wirklichkeit hereingeweht. Dunkle Lüne beherrschen den Einakter, Weltumtummel, Wahrheit und Lollheit gemischt. Die Komödianten, die mitwirken, mühen mehr als eine dankbare Rolle spielen. Aber es blieb dem Regisseur Lothar Stark wohl keine Zeit, um die Künstler besser zu erziehen. Es war eine Gedächtnisfeier, respektvoll gemeint, doch allzu schnell improvisiert.

Man denkt, wird als Zugabe und zum Herausstellen des beliebten Rudolf Förster, Wedekinds Einakter „Der Kammerjäger“ aufgeführt: Wie würde Wedekind den „Grünen Kakadu“, wie würde Schnitzler den „Kammerjäger“ gedichtet haben? Sie beide erkaunten sofort vor dem Schauspieler, vor dieser Kraft, die beengte und beschränkte Persönlichkeit ganz zu überwinden und ein doppelter, sogar ein hundertfach verwandelter zu werden. Schnitzler behandelt alle Komödianten als arme Narren. Da sie sich an ihrem Talent berauschen, unterscheiden sie nicht mehr zwischen Verbrechen und Ehre. In solcher Behrlosigkeit vor der inneren Uge sieht Schnitzler die innere Wahrheit und das eigentliche Menschensymbol. Es soll sich am auffallendsten zeigen in der Stunde eines revolutionären Weltzerfalls. Ob Held, ob Verbrecher, ob kaltblütig entschlossen oder begeistert, alles nur theatralische Parade und nicht unerschütterliche Wandlung des Sittlichen und Seelischen. Grenzen zwischen Vernunft und Berrücktheit — wer die Menschheit nicht kennt, der ziehe sie. Wedekind hätte den Sonnambulismus Schnitzlers befeitigt. Wedekind, der Entschlossene hätte den Revolutionsakt umgedichtet gegen den gemüthlosen Privatmann Schnitzler. Und Schnitzler hätte den Kammerjäger nicht wie Wedekind als Automaten der Pflicht charakterisiert. Die Geliebte erschleicht sich. Der Kontrakt mit dem Manager verbietet, daß der Kammerjäger bei der Leiche der Geliebten bleibt. Schnitzler hätte zu dem Einakter noch einen zweiten und dritten, vielleicht ein ganzes Lustspiel oder Trauerspiel gedichtet, und der Kammerjäger wäre der Mann gewesen, der sich immer erinnern muß, daß er von Gefühlen überlastet ist. Schnitzlers Kammerjäger wäre wahrhaftig, zum mindesten wahrhaftig gewesen. Wedekinds Kammerjäger ist ausgedacht und hineingebacht in die Gesellschaftsordnung. Ich sah mit Wedekind in einem Züricher Konzert. Zwei Kammerjäger sangen. Wedekind fragte

mich: „Was machen Sie nach dem Konzert?“ „Ich habe mich mit dem Kammerjäger zum Essen verabredet.“ Wedekind: „Darf ich mit? Ich möchte mir mal einen wirklichen Kammerjäger ansehen.“

Rudolf Förster spielt Schnitzlers komödiantischen Mörder und Wedekinds Kammerjäger. Logik, funkelnder Wille, soziale Pose, Kaltblütigkeit, feilsche Virtuosität, also der Wedekind-Stil, steht ihm besser als Schnitzlers Gemüthsüberfluß und innere Verlassenheit. Das routinierte Charmante und das Charmieren ist seine Natur. In Abgründen der Sentimentalität verirrt er sich. Er ist kein guter Schnitzler-Spieler, da er nur das glitzernd Durch-dachte geben kann. Die Romantik ist ihm verlagert, auch die Empfindungsmystik. Dagegen schweigt Frau Maria Fein, seine Gegenpielerin, in solcher Ueberschwänglichkeit. Sie ist glücklich, die große Geste machen zu können und sich austoben zu dürfen nach diesem Insult. Sogar das große Pathos ist ihr erlaubt, denn sie zählt zu den wenigen Darstellerinnen, bei denen das Pathos nicht peinlich wirkt. Max Hochdorf

„Scheidung.“

Internationales Theater.

Der Autor Siegfried Reumann teilt im Programmheft mit, eine Rede des Berliner Bischofs über die Ehe als Sakrament habe ihn zu dem Stück angeregt. Er beabsichtigt keinen Angriff gegen den Katholizismus, er möchte vielmehr das Problem der Ehescheidung jenseits parteilicher oder wellenschauflicher Bindungen nur aus der Perspektive reiner Menschlichkeit behandeln. Der diskutierte Fall soll sich ereignen haben.

Die Frau eines Rechtsanwalts wagt sich, die Ehe gerichtlich zu lösen, trotzdem die Gemeinschaft schon seit Jahren nicht mehr besteht. Dadurch zerstört sie das Leben ihres Mannes, der aus dem Anwaltsstand gestoßen wird, weil er durch sein Zusammenleben mit der Freundin öffentliches Vergernis bereitet. Es folgen Arbeitslosigkeit und Elend. Dieses Handlungsgerüst ist klar und knapp aufgebaut.

Siegfried Reumann behandelt ein aktuelles Thema, aber der Fall erhält keine typische Bedeutung, er ist ein persönliches Unglück. Ferner rücken diese an sich wichtigen Fragen im Augenblick wirtschaftlicher und politischer Katastrophen, die die Welt bedrohen, aus dem Zentrum des Interesses, sie wiegen leichter als in geruhigen Epochen.

Andererseits besitzt Reumann nicht die Fähigkeit, den Fall in eine künstlerische Sphäre zu heben, ihm die Form zu geben, die ihn über die zeitliche Begrenzung stellt. Reumann verfaßt höchstens eine dialogisierte Reportage über den Fall des Rechtsanwalts.

Unter der grellen Kontraste mildern den Regie von Heinz Strug kommt die Spielgemeinschaft Berliner Schauspieler zu annehmbaren darstellerischen Ergebnissen. Man vermischt zu dieses Auftragen der Farben und zu oberflächliche Charakteristik. Der Schauspieler Wolfgang Staudte wächst am Schluß über das Niveau der Aufführung hinaus. F. Sch.

„Soldaten“ von Gurliitt.

Städtische Oper.

Nun ist auch Berlin mit diesem Werk bekannt geworden, das seinerzeit in Bremen zur Aufführung kam und an dieser Stelle ausführlich gewürdigt wurde.

Manfred Gurliitts Musik ist weder kraftvoll noch einfallreich, bei tausend Rasten ist sie ohne eigenes Gesicht, bedient sich hergebrachter Gesten und abgebrauchter Formeln; eine auch nur annähernd gleichwertige Musik zu dem prachtvollen Stück des Stürmers und Drängers Lenz zu schaffen oder gar es in Musik ganz aufzulösen, ist keinesfalls gelungen. Wahrscheinlich ist es auch gar nicht möglich und vielleicht wäre es nicht einmal wünschenswert. Hier jedenfalls ist das Drama sprachlich wie dramaturgisch so ziemlich unangestastet geblieben und in jedem Augenblick stärker als die Musik. Das kann doch niemals Sinn und Aufgabe einer Oper sein. Bei allem Mangel musikalischer Substanz aber ist das große musikalische Können des Komponisten durchaus anzuerkennen, der sich um formale Geschlossenheit jedes der zwanzig Bilder mit Erfolg bemüht.

Die Inszenierung Karl Eberts, die Bühnenbilder Wilhelm Reinlings beanspruchen bei diesem auf rassen Gemenwechsel gestellten Werk das größte Interesse. Filmteatralisch gibt ein Projektionsapparat an, ob eine Szene in Ulla oder Armenieres spielt; auch der Hintergrund wird durch Projektion bestritten, ohne jeweils mit den Vordergründen in wünschenswerter Weise zu verschmelzen. Diese zum größten Teil immer wiederkehrenden Bilder sind fahrbare Kulissen. Das ermöglicht ein beliebig schnelles Tempo der Bilderaufeinanderfolge, birgt aber in sich die Gefahr der Entzauberung der Bühne und bringt ein artistisches Element in das Ganze, das mit der ursprünglichen Kraft des Lenz'schen Stückes in seltsamem Widerspruch steht. Hier wird nicht etwa (wie bei Shakespeare) an die Phantasie appelliert — hier wird dem Intellekt ein Vergnügen bereitet. Daraus ganz abgesehen, wird durch eine „zeitlose“ Inszenierung der zeitbedingte soziale Konflikt, eine der stärksten Triebkräfte des Dramas, ausgelöscht.

Die musikalisch sichere und sehr saubere Aufführung wurde von Paul Breisch betreut. Rühmend zu erwähnen Rose Landwehr als Karle, Wilhelm Gutmann als Wesner und Hans Reinmar als Stolius. Joseph Burgwinkel enttäuschte als Desportes. A. W.

Das zeitgemäße Gebrauchsgut.

Praktische Weihnachtmesse im alten Kunstgewerbemuseum.

Die Ausstellung, die Sonnabendvormittag mit einer Rede des Ministers Grimms eröffnet wurde, ist nicht weniger zeitgemäß als die Formen der Geräte, die sie zeigt. Es handelt sich um Dinge des täglichen Bedarfs, und zwar um möglichst einfache, praktische und billige Artikel, um die richtigen Weihnachtsgeschenke dieses Jahres. Sie ist vom 14. November bis 23. Dezember im Lichthof des alten Kunstgewerbemuseums, Prinz-Albrecht-Straße 7, von 10 bis 3, Sonnabends von 10 bis 7 Uhr, zu sehen. Sie wird bald der meistbesuchte Ort in Berlin sein.

Denn hier sind nicht nur die besten Gebrauchsformen von allen deutschen und außerdeutschen Fabriken — zusammengetragen, sondern es ist eine Art Leipziger Messe für das laufende Publikum selber geschaffen. Bei all den schönen Dingen stehen die Preise daneben und, was noch wichtiger und eine einzigartige Neuerung ist: auch die Geschäfte Berlin, in denen man sie kaufen kann.

Raum und Zeit haben diesmal nur zur Aufstellung von Ehegeräten geadelt. Der Grund dieser Bevorzugung ist sehr plausibel: nur beim Tafel- und Trinkgerät zeigt sich die Brauchbarkeit zugleich auch in der sichtbaren und tastbaren Gestalt.

Das Publikum will solide und billige, aber keine Modeware in Gebrauchsdingen. Die Ausstellung zeigt in mehreren Fällen ausserlesen schöne Dinge, die seit hundert und mehr Jahren fabriziert werden und darum völlig modern wirken, weil sie überzeitlich sind durch die Kraft und Schönheit ihrer Form. Es wäre dringend zu wünschen, daß die Hersteller von dem Erfolg dieser Ausstellung ermuntert werden, ihre guten Formen dauernd weiter zu fabrizieren und dadurch erheblich zu verbilligen, ja, wenn überhaupt, mindestens auf diesem Gebiet Standardformen zu schaffen.

So war es hier nur zu einem Bruchteil möglich, wirklich billige Gerät aus dem Handel vorzuführen. Im ersten Raum, gleich zur Linken, sieht man Geschirr aus Steingut und Glas sowie Bestecke, die jeden durch ihre Schönheit wie ihren niedrigen Preis zugleich entzücken müssen. Besonders Hinweis verdienen die Kunststoffe der letzten Jahre, wie Nitro, Kunstharz, Hartpapierstoffe usw., denen unzweifelhaft die Zukunft gehört.

Besonders hervorzuheben ist kaum etwas; die Gläser, Porzellan- und Steingutgeschirre, Bestecke, wozu noch Garderobenhalter, Uhren und Leuchtgeräte von glänzend genormter Gestalt kommen, sind so vollkommen, jedes für sich, daß man nur den Wunsch empfindet, eine beliebige Auswahl zum eigenen Bedarf treffen zu dürfen. Niemand unerwähnt bleibt eigentlich nur die Produkte einiger altertümlicher Manufakturen.

Unser Dank für diese wohltätige „Messe für den kleinen Mann“ gebührt der glücklichen Zusammenarbeit der Staatsmuseen (Professor Curt Glaser) mit Frau Anne Wertheimer, die die außerordentlich mühsame Tätigkeit des Zusammenholens aus vielen Werkstätten und Geschäften auf sich genommen hat. n. f. sch.

Für die Witwe Frank Wedekinds. Ein Ausschuh bekannter Künstler und Schriftsteller verbreitet folgenden Aufruf: „Auch die Witwe Frank Wedekinds hat schwere Einbuße erlitten. Ihrer Bedrängnis wäre gesteuert, wenn die deutschen Bühnen dem Stillstand in der Pflege der Schöpfungen Wedekinds ein Ende setzten und sich an das Lebenswerk des Dichters häufiger erinnern würden. Einige große Bühnen wie die Berliner Volksbühne und die Theater in Dresden, Frankfurt und Köln haben Werke Frank Wedekinds wieder auf den Spielplan gesetzt. Wir haben das Bedürfnis, auch die Leiter der anderen Bühnen des deutschen Sprachgebietes auf diese natürlichste Möglichkeit der Hilfe aufmerksam zu machen.“

Museumsführungen. Sonntag, 9 Uhr: Dr. von Massen über „Das Marktor von Ulm“ im Pergamonmuseum; 10 Uhr: Dr. Ferras über „Kirchliche und Profanbau des Barock“ im Deutschen Museum; 10 Uhr: Dr. von Jand über „Germanische Kunst der Völkerwanderungszeit“ im Museum für Vor- und Frühgeschichte.

Der Männerchor Friedrichshagen veranstaltet mit dem Vokalschor Otten und der Reußländer Musikvereinigung am Vuktag im Saalbau Friedrichshagen ein Konzert. Karten zu 70 Pf. am Saalringang. Saalöffnung 6 Uhr, Anfang 7 Uhr.

Deutsche Liga für unabhängigen Film und Deutscher Filmklub zeigen Montag, 9 Uhr, im Planetarium unter dem Thema „Krieg — Frieden“ Ausschnitte aus den Kriegs- und Friedensfilmen in Gegenüberstellung.

Ueber Paris, Versailles und Trianon“ spricht Dr. Ernst Cohn-Wiener heute Abend 8 Uhr im Haus der Technik, Friedrichstr. 110.

Vorträge. Montag, 9 Uhr, spricht in der Session der französischen Meister F. Coenart über das Thema „L'Art et la crise“.

Der Männerchor „Solidarität“ veranstaltet Sonntag, 8 Uhr, in der Hochschule für Musik ein Herbstkonzert.

Clausewitz

Zu seinem 100. Todestage / von Hermann Wendel

Ich lese jetzt Clausewitz, Vom Kriege. Sonderbare Art zu philosophieren, der Sache nach aber sehr gut.
Friedrich Engels am 7. 1. 1858.

Den bössartigen Stumpfsinn jenes Friedrich Wilhelm III., der in den preussischen Schulbüchern bis 1918 als Ausbund aller Herrschertugenden weiterlebte, beleuchtet nichts so grell wie die schändliche Undankbarkeit des Königs gegen die Männer, denen er Land und Tron schuldete; wie er mit dem häßlichen Reid des geistig Verkümmerten auf den Genius die Scharnhorst und Gneisenau mißhandelte, wo er nur konnte, so hatte auch ihr jüngerer Gehilfe Clausewitz allerhand herunterzuschlucken. Daß er es im Frühjahr 1812 vorzog, seinen Abschied zu nehmen und in russische Dienste zu treten, statt mit den preussischen Hilfstruppen Napoleons gen Moskau zu ziehen, vergaß ihm der gekrönte Gemaßnahmen nicht; seine Wiedereinstellung ins preussische Heer bei Beginn der Befreiungskriege wurde mit abfällig verlegenden Worten abgeschlagen, und als Clausewitz endlich doch wieder die preussische Uniform anziehen konnte, spann er nach lange keine Seite. Daß der hervorragende Kriegstheoretiker die längste Zeit, von 1818 bis 1830, als Generalmajor Direktor der Allgemeinen Kriegsschule in Berlin war, erschien als ein sich täglich erneuernder furchtbarer Hohn, denn mit dem Studienplan dieses militärischen Bildungsinstituts hatte er rein gar nichts zu tun, sondern durfte sich nur, was jeder alte Kommissar eben so gut gekonnt hätte, als Disziplinardirektor der die Anstalt besuchenden Offiziere betätigen. Sie hatten denn keine Ahnung von seiner wahren Bedeutung und hielten ihn wegen seiner geröteten Nase für einen heimlichen Trinker. Als er endlich, nach kurzem Zwischenspiel an der Spitze der II. Artillerieinspektion, im März 1831 zum Stabschef der Armee ernannt wurde, die sich wegen des polnischen Aufstandes an der russischen Grenze stießte, und Aufsicht hatte, seine strategischen Gaben im Osten oder im Westen an den Mann zu bringen, sah er erst seinen Freund, den Feldmarschall Gneisenau, der Cholera erliegen und wurde wenige Wochen später, am 16. November 1831, selbst von der Seuche hingerastet. Er war nicht älter als einundfünfzig Jahre.

So wenig wie die großen Militärreformer Preußens entstammte Karl v. Clausewitz der Herrschicht des Landes, dem ostelbischen Grundadel. Sein Urgroßvater war Pfarrer, sein Großvater Theologieprofessor, sein Vater erst, sibirischer Offizier, dann Steuereintnehmer im Magdeburgischen gewesen. Er selbst trat nach einer sehr notwendigen Schulbildung, deren Lücken sich nie ganz verleugneten, schon mit zwölf Jahren als Junker in ein Infanterieregiment und war ein junger Offizier mit viel Ehrgeiz und keinem anderen Bestreben als dem Tode an der Seite, als er durch seinen wachen und logischen Geist die Aufmerksamkeit Scharnhorsts erregte. Auf dessen Verwendung hin zum Adjutanten eines in jedem Betracht nichtigen Hohenzollernprinzen berufen, gewann er die ernste Reizung der gleichaltrigen Gräfin Marie Brühl, einer Enkelin jenes sächsischen Ministers, nach dem die Elbterrasse in Dresden den Namen trägt, und führte 1810 das hochförmige und geschätzte Mädchen zu einem idealen Lebensbunde heim. Aber auf sein privates Glück fielen schwarze Schlaghatten durch das öffentliche Unglück. In dem Feldzug von 1806 sah er vor und nach Jena und Auerstädt nichts, was nicht schlecht und erbärmlich gewesen wäre, und nachdem er mit seinem Prinzen die Kriegsgefangenschaft in Frankreich geteilt hatte, gewahrte er am Hof zu Königsberg den Kleinlichsten und schlaffsten egoismus, die Königin Luise, die nach der patriotischen Legende damals wegen Preußens Elend an gebrochenem Herzen dahinsiechte, tanzte in der schwärzesten Zeit des Vaterlandes bis 2 Uhr morgens, und als Major v. Schill mit seinem tollkühnen Husarenstreif auf eigene Faust loszog, bekamen „die Herren vom alten Schlage“ in der Umgebung des Königs aus Angst vor einer Revolution lange und blasse Gesichter. Der junge Stabskapitän aber, mochte er sich auch von dieser Umwälzung keine klare Vorstellung machen, bejahte stürmisch die Revolution: „Einer großen und allgemeinen Revolution kann Europa nicht entgehen, es mag Sieger bleiben, wer da will... Von dieser großen und allgemeinen Revolution (die, nebenher gesagt, aber keine französische zu sein braucht) würde selbst eine allgemeine Inurrektion der deutschen Völker nur ein Vorkäuflein sein.“ Und es zielte auf den Gedanken- und willenlosen Friedrich Wilhelm III.: „Nur die Könige, die in den wahren Geist dieser großen Reformation einzugehen, ihr selbst voranzuführen wissen, werden sich erhalten können.“

Daß Clausewitz als vertrautester Mitarbeiter Scharnhorsts bei dem heilsamen Werk der Militärreform wader mit Hand anlegte und die Lösung ausgab: „Die Zeit der Protektionen und Konnexionen ist vorüber, machie ihn den blaublütigen Ruchhähnern des alten Privilegienstaates für den Rest seines Lebens, ob er gleich alles andere war als ein Temptrat, als „Jakobiner“ und „Demagoge“ verdächtig. Siegte sich dieser — ah! — Gehirnschlechte nicht noch 1819, also vier Jahre nach Erledigung des allbösen Feindes, dafür ein, daß „tüchtige, kräftige, ausgezeichnete Individualitäten aus der ganzen Masse der Nation“ ins Offizierskorps aufgenommen würden? Und fand er es nicht selbstverständlich, daß „ein Kaufmann, Krämer, Gastwirt, Fabrikant und Handwerker“ als Landwehroffizier dem „Sohn eines Edelmannes“ gleich- oder gar übergeordnet war? Unerhörlich! Unerhörlich! Dafür zerstörte ihm der Junkerkünig die Hoffnung auf den Londoner Botshafterposten und sperrte erst vor Verblüffung Mund und Nase auf, als, von der Witwe aus dem Nachlaß des Generals herausgegeben, das Werk „Vom Kriege“ 1832 erschien. Für ein volles Jahrhundert sicherte dieser dicke Band den Nachruhm seines Verfassers. Es sei, hieß es, auf dem Gebiet der Kriegstheorie das gleiche wie Kants „Kritik der reinen Vernunft“ auf dem Gebiet der Philosophie oder Lessings „Laokoon“ auf dem Gebiet der Kunst; noch der spätere Reichskanzler Bülow erfuhr als junger Husar von dem Generalfeldmarschall Loeb, „Vom Kriege“ sei für den Soldaten dasselbe wie für den Juristen das Corpus Juris oder die Bibel für den Theologen, und bis auf unsere Tage gilt Clausewitz als, wie Max Lehmann ihn nennt, „der größte aller militärischen Denker“, oder als, wie Hans Delbrück ihn feiert, „der einzige echte Klassiker der Strategie“.

Die Bedeutung von Clausewitzens Werk steckte nicht zuletzt darin, daß es den Krieg nicht als Ding an sich, sondern als Teil des „gesellschaftlichen Lebens“, als „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ nahm, und daß es, auf absolute und allgemeine Regeln verzichtend, die Epoche spiegelte, in der die französische Revolution Massenheere, Volkshere aus dem Boden gestampft hatte. Clausewitz tat nichts anderes, als daß er das strategische Handeln Napoleons mit philosophischer Vertiefung begrifflich faßte; kein blünderer Beweis als der Wert, den er auf die Vernichtung des Gegners durch die Hauptschlacht legte. Zeitgebunden mußte das Werk so der Zeit seinen Tribut zahlen, aber was es an dem zugespitzten psychologischen Bemerkungen über die allgemeine Natur des Krieges verschwenderisch austreute, lieferte den preussischen Strategen auch dann noch die Richtschnur, als zuerst Hinterlader und Eisenbahnen, danach Schützengräben, Trommelfeuer, Flieger und Giftgase die Voraussetzungen des Krieges umgestülpt hatten. Ludendorff lebte an Clausewitzens Axiom von

Die Geschichte der Woche:

Antonio will jung sein

Von Gerhart Herrmann Mostar

Die Gerichte in Sevilla beschäftigen eine seltsame Rechtsfrage. Sie sollen entscheiden, ob sich der Rechtsanwalt Antonio M. gegen den Willen seiner Ehefrau — verjüngen lassen darf...

Ja, so ist der Mensch... so ist er!

So ist beispielsweise auch der Rechtsanwalt Antonio M. Er hat die beste Praxis in ganz Sevilla. Er ist gesund. Er lebt in glücklicher Ehe. Seine Kinder sind erwachsen und versorgt. Er hat eine Stammtafel, in der nie der Wein verwässert wird. Er ist kein Lattergeiß. Sondern er ist erst fünfzig Jahre alt. In diesem Fall muß man tatsächlich sagen: erst.

Und trotzdem. Er wird den Gedanken nicht los. Warum eigentlich nicht? Vielleicht gerade darum, weil ihm bisher im Leben alles so glatt, so üblich gegangen ist. In hundert hochinteressante Prozesse hat er für andere Leute geführt, und in seinem eigenen Dasein ist niemals etwas „interessant“ gewesen. Er hat es vielleicht satt, immer nur Anwalt, immer nur Zuschauer zu sein, immer nur Drüber zu reden. Er möchte mal selbst was erleben. Außerdem riecht die ganze Luft in Spanien nach Aenderung, Umsturz, Verjüngung. Schließlich ist doch Revolution. Schließlich war er doch immer ein Mann des Fortschritts, auch des Fortschritts in der Wissenschaft. Gewiß: wenn er so durch die abendlichen Straßen geht, und er sieht die vielen netten Mädchen, die sich seit der Revolution viel häufiger und leichter bekümmert zeigen, und er denkt daran, wie es erst sein wird, wenn er's hinter sich hat... was er dann alles wieder vor sich hat... gewiß: dann scheinen ihm die Mädchen noch mal so nett. Aber das ist Nebensache, ganz bestimmt Nebenache, schon weil es wirklich nur platonisch ist.

Und also hat Antonio M. schon alles mit dem ihm befreundeten Arzt abgemacht. „Medizinisch eine Kleinigkeit!“ hat der beruhigend gesagt. „Aber im übrigen eine große Sache!“ hat Antonio M. eitel und zukunftsreichend hinzugefügt.

Nun ist er zu Hause und wirft über die wohlgefüllten Abendbrotsteller hin seiner Frau lässig das große Wort zu:

„In einer Woche werde ich mich operieren lassen.“

Frau Isabella M. blickt erstaunt auf. „Du...? Was für eine Operation denn?“

„Nun, rate mal!“ bittet er gut gelaunt.

„Wieso soll ich das raten können! — Blinddarm...?“

„Ausgerechnet Blinddarm! Habe ich schon je mit dem Blinddarm zu tun gehabt?“

„Meines Wissens bist du überhaupt nie krank gewesen. Du beunruhigst mich, Antonio. Hast du mir ein heimliches Leiden verschwiegen?“ Sie steht auf und streicht ihm mütterlich besorgt über den Kopf.

„Nein, aber nein... Es ist melner Praxis wegen, weißt du?“

„Seit wann kann man eine Rechtsanwaltspraxis operieren?“

„Natürlich nicht so direkt. Aber ich werde zu alt, verstehst du?“

Die Klienten wollen lieber einen — einen jüngeren Sachwalter ihrer Interessen.“ Antonio beginnt zu schweigen. Es ist doch nicht so leicht, wie er sich das vorgestellt hat. „Deshalb muß ich jünger werden, verstehst du?“

„Nein.“

„Ich habe schon mit Professor Z. gesprochen. Er will's machen.“

„Was will er machen?“

„Mich verjüngen. Nächste Woche, wie gesagt. — Aber Isabella, was hast du denn? Fehlt dir etwas? Ist dir schlecht?“

— Isabella hat sich gefast. „Mir fehlt gar nichts. Aber was dir fehlt, das weiß ich, lieber Freund. Nein, mir ist nicht schlecht. Aber du bist schlecht!“

„Isabella —“

„Und ich sage dir, so lange ich lebe, läßt du dich nicht verjüngen! Du hast kein Recht dazu!“

„Aber erlaube mal! Das muß ich als Rechtsanwalt doch besser —“

„Ein schöner Rechtsanwalt, der das Recht der eigenen Frau mit Füßen tritt! Ich sage dir, ich schleie Professor Z. nieder, glatt nieder! Ich gehe zum Gericht! Es gibt ja schließlich noch Gerichte in Spanien! Und wenn ich dir zehnmal zu alt bin —“

„Isabella — diese schmutzigen Verdächtigungen —“

„— aber um mich zu wehren, bin ich noch jung genug! Werks dir!“

Eine Tür fiel ins Schloß. Ein Verjüngungskandidat kratzt sich hinter dem Ohr: „Die Verjüngung fängt gut an...“

der zu suchenden Entscheidungsjacht, ohne zu erkennen, daß der moderne Materialkrieg, der Abnutzungskrieg sie gar nicht mehr gestattete, und hörte, wie seit je alle forschenden Draufgänger des Großen Generalstabs, über Clausewitzens Satz hinweg, „daß die verteidigende Form des Kriegsführens an sich stärker ist als die angreifende“, ohne zu erkennen, wie sehr der moderne Materialkrieg diese Weisheit bestätigte. So kam heraus, was noch verächtlich eine „Büffelstrategie“ nannte, zum schauerlichen Unheil Deutschlands.

Schon durch die Logik des Denkens, den Glanz der Sprache, die Fülle der Bilder wirkt Clausewitz in seinem Hauptwerk durchaus als Zeitgenosse Hegels, Schillers und Goethes; nur schade, daß so viel reine Geistigkeit an kein erhabeneres Thema gesetzt wurde, als mit seinem Vorgänger Berenhorst zu reden, an die „Wissenschaft des Erwürgens“. Aber wenigstens blies Clausewitz nicht die Trompete zum Lob des frisch-fröhlichen Krieges, er nahm den Massenmord als furchtbare Wirklichkeit hin, ohne ihn zu romanisieren, zu idealisieren und zu glorifizieren. Ja, er rückte den Krieg so banalen Tätigkeiten wie Kartenpiel oder Handel am nächsten. Wenn er meint: „Die Waffenentscheidung ist für alle großen und kleinen Operationen des Krieges, was die bare Zahlung für den Wechselhandel ist“, weist dann nicht dieser unehrerbietige Vergleich aus der Börsensphäre den entscheidenden Verdacht, daß Preußens genialster und größter Kriegstheoretiker — oh, oh! — „völlig“ nicht einwandfrei und eher mit „Händlern“ als mit „Helden“ verwandt war?

Es ist unglaublich: Frau Isabella hat die Sache tatsächlich an die große Glocke gehängt. Ganz Sevilla ist in lachender Aufregung. Keiner nimmt die Geschichte tragisch, jeder glaubt, er kann sie komisch nehmen. Sogar die Richter, die über die Klage zu entscheiden haben. Nur Antonio nicht: für ihn ist das Ganze nun hauptsächlich eine Angelegenheit des Diktors, der männlichen Würde. Ne in seiner fünfunddreißigjährigen Ehe hat er unterm Pantoffel gestanden, und nun mit einem Mal — nie! nie nachgeben!

Traurig, wirklich traurig ist es lediglich für Frau Isabella. Als der erste Jörn verraucht ist, weint sie viel. Sie sieht an ihrem Körper herunter: er ist alt geworden; die drei Kinder, die sie diesem Mann geschenkt hat, sind schuld daran. Und Antonio, wenn er von seinen fabelhaft geführten Prozessen nach Hause kam — dann fiel auch die Glorie von ihm ab, dann ist er auch nur ein ganzes Kind gewesen. Wahrhaftig, so hat sie vierloch Mutterpflichten gehabt, und dies älteste Kind hier ist das schlimmste. Und als sie so weint, die gute Frau Isabella — da betrachtet sie auch diese letzte Geschichte als Klünderlei, und da weiß sie, wie man sie behandeln muß: als überlegene Mutter, ohne aber das widerpenstige Kind merken zu lassen, daß mans eben — als Kind betrachtet...

„Also, lieber Antonio — ich habe mir die Sache überlegt. Ich habe nichts dagegen, daß du dich verjüngen läßt.“

„Ah — sie wird klein! Sie gibt nach!“ denkt Antonio stolz und wirft das immer noch schöne Haupt in die Höhe — jeder Zoll ein Mann, ein siegreicher Mann.

Aber Frau Isabella fährt fort: „Unter zwei Bedingungen. Erstens — lasse ich mich auch verjüngen —“

„Bitte schön!“ sagt Antonio ohne innere Ueberzeugung und Befriedigung, und fügt rasch hinzu: „Aber für Frauen ist diese Operation noch sehr gefährlich... es besteht Lebensgefahr... ich kann das nicht dulden, in deinem Interesse nicht, liebe Isabella —“

— und zweitens“, meint Isabella ungerührt, „beanspruche ich als Verjüngte natürlich ein anderes Leben, als ichs bisher an deiner Seite führte. Das Leben einer modernen Frau, meine ich.“

„Verstehe nicht.“

„Nun, du hast doch zum Beispiel damals die hübsche Sekretärin gehabt. Und später die schöne Carmen P. in ihrem Scheidungsprozess sehr — sehr liebevoll verteidigt.“

„Aber Isabella, es ist nicht das geringste —“

„Die Liebesbriefe liegen im zweiten Fach meines Schreibtisches. Du mußt es nicht versehenlich offen stehen lassen.“

„Du hast spioniert, du hast —“

„Das tut jetzt nichts zur Sache. Also jedenfalls: ich habe damals dazu geschwiegen. Es war nicht leicht, aber ich wollte dich in deinen Dummheiten nicht stören. Ich werde das auch weiter nicht tun. Aber ich werde mir, nach der Verjüngung — dieselben Dummheiten leisten!“

„Das ist Erpressung! Das ist strafbar!“

„Ich stelle dir Gegenlage wegen Erpressung anheim. Sieh zu, wie weit du damit durchkommst!“

Es ist damit natürlich nicht durchzukommen. Das bedenkt Antonio, und er bedenkt noch mehr. Ihm beginnt zu grauen. Rein Gott, plötzlich ist diese Ehe, die bisher so friedsam und — sauber verlief, nachträglich gewissermaßen beschmutzt worden. Plötzlich ist er, der so sorgsam zu vermeintlichen glaubte, nachträglich auf tiefste blamiert. Und das erste, was die Sache einbringt ist also ein Verlust: der innere Verlust der Lebensgefährtin. Und vielleicht — werden weiterhin Verluste zu büßen sein? Wenn ringsum die Welt älter wird, und nur er wird jünger — macht das nicht lächerlich? Ist das überhaupt ein Fortschritt? Ist das nicht — ein Rückschritt? Ja: wenn einer läme und könnte die ganze Welt verjüngen — dann müßte jung zu sein — herrlich! Aber so...?

Es kommt das Urteil, das schriftlich zugestellt werden sollte. Es lautet günstig für Antonio. Er darf sich verjüngen lassen, so viel er will.

Antonio nimmt das Urteil und geht zu Isabella. Sie liest es durch. „Dann kann ich ja gehen“, sagt sie leise.

Er nimmt ihr wieder weg: „Ich betomme recht, Isabella. Aber du — hast recht.“

Und er zerreiht das Urteil...

